

Es gibt einen gemeinsamen Nenner

- Ethnologe Christoph Antweiler bei Tagung
- Weltbürgertum „mehr als ein frommer Wunsch“
- Thesen von der „Heimat im Menschen“

VON HANSPETER WALTER

Überlingen – Der Mensch hat eine Heimat unter seinesgleichen. Zu dieser Erkenntnis kommt der Ethnologe Christoph Antweiler von der Universität Bonn, der dem „gemeinsamen Nenner“ über kulturelle Grenzen hinweg auf der Spur ist und dies in wissenschaftlichen und populären Publikationen dargelegt hat. Damit unterscheidet er sich in der Perspektive ganz bewusst von seinen Kolleginnen und Kollegen, die ihr Augenmerk vorrangig auf die Besonderheiten, Eigenheiten und feinen Unterschiede der Kulturen auf dem Planeten richten.

„Die Menschheit ist eine Einheit. Dafür gibt es knallharte Fakten.“

Christoph Antweiler,
Ethnologe, von der Universität Bonn

„Ich suche nach den Gemeinsamkeiten“, sagte Antweiler bei der Tagung der deutschen Sektion der „Weltbürger“ zum Thema „Heimat“ in Überlingen und zeigte an zahlreichen Beispielen derlei menschliche „Universalien“ auf. Der Wissenschaftler, der seine Feldforschungen vor allem in Indonesien und Ostasien betrieb, sieht genügend Indizien, dass der „alte Menschheitsraum vom Weltbürgertum mehr als ein frommer Wunsch“ sein könne. Realistischer Kosmopolitismus ist für Antweiler allerdings mehr als die Allgegenwart von „Mc Donalds“ oder „Starbucks“, von Thai- oder Chinaküche.

Rund 6000 menschliche Kulturen seien auf dem Planeten existent, erklärt der Ethnologe, die als „Daseinsgestaltungen einer Menschengruppe“ definiert seien. Antweiler: „Es gibt viel mehr als den Islam, den Westen oder die Türkei.“ Wie globalisiert die Welt auf der anderen Seite sei, habe der 11. September 2001 gezeigt. Es gebe wohl keinen Winkel auf der Erde, der nicht von dessen Folgen erreicht worden sei.

Oft werde das Recht auf die eigene Kultur eingefordert, betonte Antweiler, dabei werde jedoch die Einheit der Menschen zu stark vernachlässigt. Deutlich werde dies auch, wenn aufgrund kultureller Besonderheiten die Menschenrechte ausgehebelt würden. Zu einer Kultur gehörten allerdings auch deren „Folterinstrumente“, gab



Der Mensch hat eine Heimat unter seinesgleichen. Davon ist der Ethnologe Christoph Antweiler von der Universität Bonn überzeugt. BILDER: WALTER

der Ethnologe zu bedenken. Neben sexueller Eifersucht und dem Bedürfnis nach Anerkennung gebe es auch „Mord und Gewalt in allen Kulturen“, konstatiert Antweiler. Nur ganze wenige seien bekannt, die eine aktive Strategie zur friedlichen Lösung von Konflikten entwickelt hätten, an die sich heutige Mediationsverfahren anlehnten.

Als weitere Gemeinsamkeiten aller Kulturen nennt Antweiler unter anderem die Begünstigung von Verwandten, gewisse Heiratsregeln, eine Verständigung durch Gestik, ja sogar die „romantische Liebe“. Die Wurzeln dieses Phänomens verortet der ursprüngliche Geologe und Paläontologe in der Biologie und der Evolution des Menschen, ohne dass man dabei gleich eine „So-

ziobiologie“ wittern müsse. Es gibt also allen Grund, sich nicht nur in der eigenen Kultur beheimatet zu fühlen und die Abgrenzung zu kultivieren, sondern die ganze „Menschheit als Heimat“ zu verstehen, quasi als symbolische Ortsbezogenheit, die selbst moderne Jetsetter bräuchten. Das proklamierte „Weltethos“ greift für Antweiler allerdings noch zu kurz, da es auf den großen „Buchreligionen“ fußt. Doch gelte es auch die vielen kleinen Religionen zu befragen. Bei allem Respekt vor den verschiedenen Kulturen, bekräftigt der Wissenschaftler: „Die Menschheit ist eine Einheit. Dafür gibt es knallharte Fakten.“

„Wir sind uns selber fremd“, Seite 20

Weltbürger in unserer Mitte



➤ Ein offenes Haus hatte die Familie von **Robert Salerno** in Ravensburg stets. Die oberschwäbischen Freunde kamen in den 1960er Jahren

täglich zum Spielen und zum Essen. Salerno war in Ravensburg geboren und aufgewachsen. „Warum spielen wir nicht mal bei euch?“, habe er als neugieriges Kind damals gefragt. Die Antwort war ernüchternd: „Meine Eltern wollen das nicht. Sie sagen, dass Italiener klauen.“ Man spürt, dass ihm das heute noch nachgeht. „Ich habe die Diskriminierung damals hautnah erfahren“, sagt er. Doch nie würde Salerno heute die Region verlassen. Ja, er ist so verwurzelt, dass es ihn schmerzte, als seine Eltern nach 42 Jahren wieder nach Kampagnien zurückkehrten.



➤ Kein großer Freund des Kongo mehr ist **Roger Lu-amazi-Kitomba**. Nicht nur weil er in seinem Heimatland Anfang der 1990er Jahre aus

politischen Gründen ins Gefängnis und nach der Flucht als Asylbewerber nach Deutschland kam. Die Odyssee auf den Ämtern von Kinshasa gab ihm den Rest, als er Anfang des Jahres seine Familie besucht und einen Pass beantragt hatte. „Meine Mentalität hat sich verändert“, sagt der welt-offene Prediger einer christlichen Gemeinschaft in Friedrichshafen. „Ich habe kein Heimweh mehr“, sagt er.



➤ „Ein gefülltes Haus, zusammensitzen und zu sprechen“, das assoziiert **Adil Asfoor** mit dem Begriff Heimat. Er stammt aus dem

Irak und lebt seit 1985 in Deutschland. Der Maschinenbauingenieur aus Konstanz ist mit einer Ärztin verheiratet und hat zwei Kinder im Alter von elf und sieben Jahren. Ihnen perfektes Arabisch beizubringen, ist Asfoor noch nicht geglückt. „Wenn wir etwas auf Arabisch fragen, antworten sie auf Deutsch.“ Doch eine emotionale Beziehung zu der Heimat des Vaters muss da sein. „Der Jüngere hat seinen Freunden erzählt, er habe ein Schaf und eine Ziege im Irak.“ Davon wusste der Vater noch nichts.

HANSPETER WALTER